

ablegen, um seine Mitmenschen für den Weg aufzumuntern; d. h. aber auch: er soll auf den transmundanen Tröstergott, den er handzuhaben vorgibt, verzichten zugunsten des intramundanen Christus, die einzige Offenbarung. So würde aus dem »Mann Gottes«, der uns in nichts interessiert, ein »Mann des Menschen«, der den heute fehlenden *Kontakt* mit seinen Mitmenschen wieder erringen, den Teufelskreis milieukirchlicher Inzucht durchbrechen könnte. Vielleicht träte er so *neben* Arzt und Psychiater, würde ebenso ernst genommen, da er sich nicht mehr in dogmatischem, damit mythologisierendem und mythopoetischem Reden ergehen könnte.

3. *Freiheit*: Er soll sich der durch Christi Rechtfertigung ermöglichten Freiheit »der Kinder Gottes« von einer ritualistischen, legalistischen und dogmatischen Religion mit all ihren Konsequenzen aussetzen, d. h. Verzicht auf Dogmen, Lehrmeinungen, Gesetze, Institutionen, Amtsautorität, formelhaftes Zeremoniell, Exklusivität, Zugehörigkeit zu einem Verein GmbH, dessen Präsident sich »Gott« nennt, dem bisher der Mensch geopfert wurde. Er soll unbeschränkte Freiheit (die nicht mit Willkür verwechselt werden darf!) vorleben.

4. *Hermeneutisches Denken*: Er soll – und darin ist er Fachmann – alles (Tun, Denken, Gesellschaft, Kirche usw.) auf Erlösung, Nächstenliebe, Freiheit hin erfragen und aufgrund dieser Untersuchung handeln und predigen.

5. Kompromißlose Anwendung des einzigen Gebotes des Christentums: der *Nächstenliebe*.

6. *Zur Liturgie*: Früher konnte sich der Priester hinter die lateinische Amtssprache zurückziehen, heute hat er die Aufgabe, auch die Liturgie seinen persönlichen Möglichkeiten anzupassen: d. h. den heutigen deutschen Text, der fortwährend falsche Assoziationen weckt, radikal zu aktualisieren und zu verspersönlichen, damit die Sprache wieder Träger *seiner* Verkündigung würde, und den Gottesdienst so zu gestalten, daß die Formen Ausdruck seiner innersten Überzeugung sind und nicht bloß modernistische Formeln.

Den heutigen Riten und der traditionellen Frömmigkeit stehen wir gänzlich fremd gegenüber; sie sind nur Grund, sich zu ärgern. – Solange das Wort »fromm« die Assoziation »Lamm« anregt, sollte es nicht mehr verwendet werden. Eine konsequente Betonung des revolutionären Elements im Christentum könnte diesen Sachverhalt verändern.

Wir glauben, daß in der Ausbildung der Priester ein viel größeres Gewicht auf Soziologie, Psychologie, Hermeneutik und Sprachwissenschaft gelegt werden sollte.

Ob *Breviergebet*, Erbauungsliteratur und berufliches Hintersichbringen religiösen Formelkrams oder religiös-ästhetische Inszenierungen (Chorgebete usw.) heute für diese Aufgaben von großem Nutzen sind, bezweifeln wir stark.

Daß für eine neue »Frömmigkeit« das Zölibat eher sehr hinderlich ist, möchten wir bejahen.

Was wir suchen: Glauben, eine persönliche, freie Bindung an Christus.

Was wir nicht suchen: Religion, eine sachliche, unfreie Bindung an »Gott«.

*Gregor Siefer,
Hamburg-Bergedorf*

Auf das erste Hören hin verleitet die Frage ganz naiv und spontan zu der Antwort: Natürlich soll er es sein – und man fühlt sich geradezu zu zwei Gegenfragen provoziert, nämlich: *was* soll er denn sonst sein, der Priester – wenn nicht ein frommer Mann? und weiter: *wer* soll es denn sonst sein, ein frommer Mann – wenn nicht der Priester?

Damit könnte man sich beruhigen, und die zwei bis drei letzten Jahrhunderte der Kirchengeschichte haben sich ja auch meist damit beruhigt, daß alles seine Ordnung habe, wenn der Priester fromm sei und so dem Volk ein Beispiel gebe, auf daß es ihm darin nachfolge.

Da aber die Frage hier gestellt ist, wird man nachdenklich. In der Tat ist mit der Behauptung, daß der Priester ein frommer Mann sei oder es doch – nach dem Kanonischen Recht c. 124 – wenigstens sein solle, wenig gewonnen. Der Satz »Ein Priester ist ein frommer Mann« spricht und schreibt sich so leicht hin und schiebt damit den Priester ab in den Schatten dessen, den man ja auch »einen guten Mann sein läßt« – gerade dann, wenn man sich von ihm abwendet und ihn »draußen« lassen will. So wie man den lieben Gott »einen guten Mann« sein läßt, so hat man auch nichts dagegen, daß der Priester »ein frommer Mann« sei – diesen aufschlußreichen Gleichklang haben »gut« und »fromm« heute angenommen, besonders wenn sie von einem Mann ausgesagt werden. Darin steckt etwas sehr Ehrbares, aber es ist zugleich doch auch ein Etikett von vorgestern. Wer so bezeichnet wird, der ist harmlos und ungefährlich, belanglos für den, der Leistung fordert oder Konkurrenz fürchtet.

Aber es genügt offenbar nicht, daß dieses »Fromm-sein« ein altertümlicher Begriff ist, er ist auch sozial determiniert. »Fromm-sein« ist eine Sache »des Volkes« – so wie »Gläubig-sein« eine Sache der Gläubigen ist, denen die Priester übergeordnet sind, wie unser Sprachgebrauch oft wohl gedankenlos aber treffsicher andeutet, wenn man von »Priestern und Gläubigen« spricht. Wird einmal von einem Bischof, einem König, einem Papst oder einem Kaiser gesagt, daß er fromm gewesen sei, dann liegt darin schon die Betonung der Ausnahme, oft auch der bedauernde Hinweis, daß er eben »nur« fromm gewesen sei, obwohl in dieser Position Klugheit, Tatkraft und ähnliche Tugenden zunächst notwendig wären. So hat etwa die Geschichte (d. h.

die Historiker) ihr Urteil gesprochen über Ludwig den Frommen, der bei allem guten Willen und trotz (oder wegen?) seiner Frömmigkeit nicht einmal das zu halten vermochte, was sein genialer Vater – Karl der Große – geschaffen hatte.

Doch zurück zum ›frommen Priester‹. Auf welcher Stufe der klerikalen Hierarchie ist hier das ›Fromm-sein‹ mitgedacht? Beim Kardinal oder Fürstbischof sicher nicht, überhaupt nicht bei allen Eminenzen, Exzellenzen oder der Galerie der sonstigen Prälaten, aber auch nicht bei den heute als ›clever‹ oder ›rebellisch‹ apostrophierten Kaplänen und wohl kaum bei den verdächtigen Studentenpfarrern oder gar bei den unheimlichen Theologieprofessoren. Mit dem ›Pfarrer‹ kommen wir der Sache schon näher, aber es muß ein ›einfacher‹ Pfarrer sein, der am besten vom Lande kommt oder noch besser überhaupt ›Landpfarrer‹ ist. Das ist die gesuchte Figur des ›frommen Priesters‹. Hier ist das ›Fromm-sein‹ evident – und mehr bedarf es eigentlich nicht, schon gar nicht der gefährlichen Theologie, mit der der Pfarrer von Ars ja auch nicht viel im Sinn hatte. Schon Bernanos' *Tagebuch eines Landpfarrers* aber hat gezeigt, daß auch diese Frömmigkeit komplizierter ist als es den Anschein hat, daß die Idylle des bloßen ›Fromm-seins‹ – falls es sie je gab – heute eine Fiktion ist und daß manches ›Fromm-tun‹ auch eine Alibifunktion für das eigene Versagen haben kann.

Frömmigkeit und nichts außerdem – eine Haltung, die man Frauen noch großzügig konzediert – scheint vom heutigen Standpunkt aus Männern und auch Priestern nicht mehr erlaubt zu sein, und beim Blick in die Vergangenheit wird sie eigentlich auch nur denen nachgesehen, die damals nicht recht was geworden sind, weder Bischof noch Pfarrer in der Stadt.

Wenn wir den sozial-historischen Ort des ›frommen Priesters‹ derart etwas eingrenzen auf die Ära, in der das ›Fromm-sein‹ als unbezweifelbare Selbstverständlichkeit mitgesetzt war, dann taucht vor manchem geistigen Auge jene Epoche abendländischer Geschichte auf, die noch nicht vom ›Sündenfall der Aufklärung‹ gestört war, die mancher eben deshalb auch heute noch für die Hoch-Zeit wirklicher Religiosität halten mag, die fern von allen egoistischen Ansprüchen und Forderungen im Bilde des frommen Landmanns und seines Pfarrers ihre Vollendung fand, sichtbar in den Tugenden der Demut, der Genügsamkeit und der Geduld.

Das sich allmählich regende merkantile Element, daß das ›Fromm-sein‹ sich auszahle – und sei's nur dadurch, daß man ›oben‹ nicht negativ auffalle, zeugt sich in der Rede vom »Nutz und Frommen« oder in der Behauptung, daß ein bestimmtes Verhalten »dir« oder »ihm« (seltener »mir«) »fromme«, also gut und nützlich sei. In dieser Redeweise spiegelt sich ganz deutlich die ständische Sozialstruktur, da in der Regel ein

Höhergestellter den Anspruch erhebt, genau zu wissen, was einem Niedriggestellten »fromme«, ihm zukomme. Aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts kommt schließlich noch ein nationaler Akzent in die Vorstellung vom ›Fromm-sein‹; man denke nur an die turnvaterhafte Tugendkombination, die den deutschen Mann als »frisch-fromm-fröhlich-frei« beschrieb. Ein Katholik mag sich freilich damit trösten, daß diese Rede nur eine Variante des spezifisch protestantischen Frömmigkeitsstils sei.

Nach so vielen historischen und etymologischen Überlegungen zum – fast kann man schon sagen: gegen das – ›Fromm-sein‹, die dabei nur im Sinne des »cultural lag« verdeutlichen, wie lange sich derartige Vorstellungsbilder halten und wie genau sie einer einmal wirklichen, nun aber schon seit Generationen vergangenen Realität entsprechen, nach all diesen Reflexionen könnte der Eindruck entstehen, als ob das clevere Anpassen an die Mode des Tages eine Lösung des Problems bedeute. Genau das wäre nun wirklich das Ende jeglicher priesterlichen Lebensform, die ohne Zweifel schon etliche ihrer sichtbaren Unterscheidungsmerkmale verloren hat (und noch einige verlieren wird). Anpassen tun wir uns ohnehin alle. Aber der Widerstand gegen das brutal Faktische wäre eine der Aufgaben priesterlicher Existenz heute. Das ist Aufgabe aller Menschen, aller Christen, aber die Priester sind doch in besonderem Maße dazu aufgerufen; hier gilt der Appell des *CIC*, »den Laien ... durch Tugend und Tat voranzuleuchten«. Ich denke dabei gar nicht an eine Revolutionstheologie o. ä. – obwohl die Kirche, die jahrhundertlang das Volk zu einer Schlachtopfermentalität erzogen hat, hier einiges gutzumachen hätte – ich meine das sehr viel einfacher und konkreter. Von Kardinal Suhard stammt ein Wort, das einer Lösung nahekommt, gerade weil es keine Anweisungen gibt, kein Schlagwort ist, wenn es vom Priester verlangt: in einer Weise zu leben, die unverständlich wäre, wenn Gott nicht existieren würde. Das erlaubt gewiß nicht mehr die triumphierende Selbstsicherheit, die – im Besitz des richtigen Glaubens alles besser wissend – ihre Rezepte verkündet, sondern es ist eine Lebensweise, die anderen (und sich selbst) eine Frage, ein An-Stoß ist: ein Leben also, das nicht einfach alles hinnimmt, alles blind und ohne Überlegung für gut und richtig hält, was schlechthin da ist und wie von selbst geschieht. Es steckt also durchaus ein gehöriges Quantum an Arbeit, Aktivität, Leistung, Forderung an sich selbst und auch an Widerstand darin – und eben auch die innere Gelöstheit, die Distanz zu einer Betriebsamkeit, die alle Aktivität so leicht zum Krampf werden läßt. Auf die Gefahr hin, jetzt mißverstanden zu werden, als ob sich Frömmigkeit wie ein Schmiermittel instrumental verwenden ließe – die Gelöstheit, die Distanz auch zu sich selbst, sie sind wohl ein Zeichen von Frömmigkeit inmitten einer auf Leistung und Konkurrenz ge-

stellten Gesellschaft, eben weil darin offenbar wird, daß der demonstrierbare Erfolg auch in dieser Gesellschaft nicht das allerletzte Daseinsziel ist. Ein solches Leben zu führen, heißt sehr viel mehr als nur ein out-sider sein, demgegenüber sich jeder schnell wieder den eigenen Dingen zuwendet, da man den out-sider ja ›ablegen‹ kann in eine der vielen Schubladen, die die Psychiatrie oder welche Wissenschaft sonst dafür bereithält. Nicht eine abstoßende Manie oder Marotte, sondern das dauernde Anstoß-Sein in vielerlei, sicher sehr individuellen Formen ist hier gemeint. Wenn also gefragt wird, ob der Priester auch heute noch ein frommer Mann sein soll, dann gibt es als Antwort darauf ein klares Ja – mit zwei – allerdings notwendigen – Ergänzungen: 1. Unter ›Fromm-sein‹ dürfte nicht mehr nur eine rubrizierte, vornehmlich äußerlich sichtbare Verhaltensform verstanden werden (Aloysiusbildchen mit schiefem Kopf). 2. Nicht nur der Priester sollte es sein, denn es gibt keine spezifisch priesterliche Form des ›Fromm-seins‹, es sei denn, man verstehe darunter nur den Unterschied, der z. B. darin liegt, daß ein Priester die Messe ›liest‹, ein Laie sie ›hört‹, ein Unterschied, den man mit allen Reformen doch nicht ganz in den Begriff der ›gemeinsamen Feier‹ wird aufheben können. Hier handelt es sich – ganz unabhängig von Priesterweihe und Jurisdiktion – um ganz profane Unterscheidungen, wie sie etwa im soziologischen Begriff der ›Arbeitsteilung‹ anklagen.

*Franz Wagenhäuser,
Frankfurt*

Wenn man diese Frage so hört, denkt man unwillkürlich, was denn sonst! C'est son metier. Dem, der so fragt, scheint das jedoch nicht so selbstverständlich zu sein. Hat er doch mit seinem fragenden »soll« die Gültigkeit der Gleichung Priester = frommer Mann in Frage gestellt.

Wonach gefragt wird, ist zunächst einmal das Subjekt des Satzes, der Priester. Es wäre also zunächst zu klären, was mit dem Wort »Priester« genau gemeint ist. Es wäre weiterhin zu klären, was man unter fromm zu verstehen hat.

Beide Vokabeln, »Priester« wie »frommer Mann«, die im allgemeinen Sprachgebrauch als festgeprägte, wenn auch etwas abgenützte Münzen kursieren, sollen auf ihren heute gültigen Wertgehalt befragt und überprüft werden. Überdies verführt die so gestellte Frage ein wenig zum Jonglieren: soll der Priester nur ein frommer Mann sein? Soll ein frommer Mann nicht Priester sein?

Was heißt eigentlich Priester? – Wenn wir ins Neue Testament zurückfragen, stellen wir fest, daß das Wort *ιερεύς* nur für den Hohenpriester und die Priester, die den Opferdienst im Tempel versahen, gebraucht wird.

Allerdings überträgt der Hebräerbrief den Titel »Hoherpriester« auf Christus, um gerade gegenüber dem Judentum und dem ganzen Alten Testament die unvergleichliche Überlegenheit und Einmaligkeit Christi herauszustellen. Indem er dabei die alttestamentlichen Vorgänge als irdisch-schattenhaft und vergänglich abwertete, gelang es ihm, die historischen Ereignisse des Lebens Jesu als himmlisch-endgültigen und eschatologisch-einmaligen Kultakt zu qualifizieren. Aber gerade indem er das Geheimnis des Lebens, des Todes und der Auferstehung, kurz der Person Jesu als »Hoherpriester« interpretiert, setzt er Jesus an die Stelle allen bisherigen Priestertums, das damit überflüssig geworden ist.

Auch der Apostel Paulus hat den Tod Christi als »Sühnopfer« (also wieder nach jüdischem Denkmolell) verstanden (Röm 3,25), wahrscheinlich in Anspielung auf den Ebed Jahwe, den ja das freiwillig übernommene stellvertretende Todesleiden für die Vielen charakterisiert und der dadurch stellvertretend für die Vielen den gebrochenen »Bund« wiederherstellt. Paulus hat für Christus nie den Ausdruck *ιερεύς* gebraucht, wohl aber *μεσίτης*, Mittler.

Jesus selbst hat nach Ausweis der Evangelien den Kult der Religion der Väter durchaus nicht abgelehnt, sondern die Kultübungen des Gesetzes mit Selbstverständlichkeit vollzogen, aber er war doch in seinem Reden, Denken und Tun schlechthin unabhängig davon, ja er stand zu all dem in einer nicht zu übersehenden Distanz:

»Hier ist mehr als der Tempel.« »Der Menschensohn ist Herr auch über den Sabbat.« »Es kommt die Stunde, da ihr den Vater weder auf diesem Berg noch in Jerusalem anbeten werdet.« – Auch die Tempelreinigung greift zwar nicht den Tempelkult selbst an, dennoch spielt der »Angriff auf den Tempel« im Prozeß Jesu wie in der Stefanusrede vor dem Hohen Rat eine Rolle.

Das Abschiedsmahl Jesu und seine Abendmahls-gabe knüpfen an das jüdische Festmahl an (vielleicht sogar an das jüdische Paschamahl), in jedem Fall aber an eine häusliche Feier im intimen Kreis, die erst wieder groß-kultische Form annahm, als die bis dahin verfolgte Gemeinde sich unter Kaiser Konstantin im Römischen Imperium etablieren und der Römische Bischof die sozusagen vakant gewordene Funktion des Pontifex Maximus übernehmen konnte.

Jesus selbst war also kein Priester. Er war »mehr als der Tempel«. Auch die frühen Christengemeinden kennen keinen *ιερεύς*, keinen Kultdiener an einem Heiligtum. Die Gemeinde der Gläubigen ist nunmehr der »Tempel«, in dem der Geist Gottes wohnt, wie Paulus mehrfach erklärt. Die Gemeinden hatten ihre Vorsteher, die nach jüdischem Vorbild *πρεσβύτεροι* (Älteste) und nach hellenistischem Sprachgebrauch *ἐπίσκοποι* hießen. Mit einem *ιερεύς* hatte das schlechterdings nichts mehr zu tun. Nach dem